



PAOLA CEREDA

*Agata  
verzaubert  
eine  
Insel*

Roman

DIE VOM FESTLAND am weitesten entfernte Insel des Archipels war zugleich die einzige ohne Namen. Oder besser, sie hatte wohl einen Namen, aber der war im Laufe der Zeit von den Landkarten wie auch aus dem Gedächtnis der Leute verschwunden. Die Insel war einfach die Insel, und das sollte sie bleiben bis zum Tag ihrer Taufe, der eher aus Zufall eintraf oder auch, wie einige sagen, aus göttlicher Vorsehung.

Alles begann in der Nacht, als Agata auf die Welt kam. Ihr Vater war der Schmied im Dorf, ein wortkarger, völlig freudloser Mann. Er hatte eine Cousine geheiratet, die man ihm als Teil der Aussteuer zugeschanzt hatte, zusammen mit zwei Paar Stiefeln und einem Amboss aus einem Konkurs auf dem Festland. Nach zwei Jahren war die Frau schwanger, und es waren zwei äußerst mühevollen Jahre gewesen, denn die Leidenschaft des Schmieds galt allein seinem Schmiedeofen. Der Bauch der Frau wuchs auf seltsame Weise in die Breite und glich einem liegenden Mehlsack. Zum Glück kamen die Wehen einen

Monat früher als erwartet und befreiten sie endlich von dieser sperrigen Last.

In der Nacht der Geburt ging der Schmied zum Schlafen auf den Dachboden, während die Frauen aufgereggt hin und her rannten zwischen Brunnen, Haus und den zum Wasserkochen aufgestellten Töpfen, bis schließlich Teresa, seine Schwester, die Treppe hochgelaufen kam und rief: »Es ist ein Mädchen!« Der Schmied hätte zwar lieber einen Jungen gewollt, aber er war doch zufrieden. Die Mädchen, so dachte er, sind gut für das Haus und für das Alter, vor allem wenn sie niemand fortnimmt.

Der Schmied drehte sich auf die Seite und schlief wieder ein. Wozu auch neugierig nachschauen gehen. Noch vor Morgengrauen weckten ihn die Schreie Teresas, die ihn flehentlich bat, sich doch schnell anzukleiden und herunterzukommen, denn es sei ein großes Unglück geschehen. Was Gott gibt, das nimmt er auch wieder, wer kennt schon die Pläne des Allerhöchsten, und was mag er bloß wollen, wenn er einfach nimmt, ohne zu fragen.

Der Mann stieg in seine Hosen und nahm jede Stufe einzeln die Treppe hinunter, wobei er sich mit den Händen an der Wand abstützte. Im Erdgeschoss stank es nach Schweiß und Blut. »Deine Frau ist tot«, sagte Teresa zu ihm. Der Schmied sah den Körper der Frau auf dem Bett liegen, ruhig und für immer eingeschlafen. Er weinte nicht um die Seele der Wöchnerin. Für ihn waren Tränen etwas Lästiges, etwas für Schwache und Bettler.

Er warf noch einen flüchtigen Blick auf das Neugeborene, dann stieg er wieder zum Schlafen hinauf auf den Dachboden.

Am folgenden Tag ging er erneut in seine Werkstatt, aber das Eisen ließ sich nur schwer schmieden. Fünf Stunden lang schlug er das Eisen, bis ihm schließlich der Atem ausging und er seine Arbeit niederlegen musste. Es war Nachmittag und Zeit für das Begräbnis. Er wusch sich hinter der Werkstatt und zog die von Teresa bereitgehängte Jacke über, die er schon bei seiner Hochzeit getragen hatte. Als er in die Wollärmel schlüpfte, bemerkte er, dass seine Schultern mit den Jahren geschrumpft waren. Dann machte er sich auf den Weg die Dorfgassen entlang und nahm sich alle Zeit dabei, ohne Sorge, sich etwa zu verspäten. Seine Frau hätte es ihm gewiss nicht verübelt.

Er atmete den Meereswind ein und hielt ihm seine Wange entgegen, in der Hoffnung, dass der Wind sie streichle. Jahre waren vergangen, und nie waren ihm die langsam ziehenden Wolken aufgefallen. Ein Tag wie der andere, bestimmt vom immer gleichen Schlagen des Hammers auf den Amboss, welches von den Wänden in seinen Ohren widerhallte und sich tief in der Brust festgesetzt hatte.

Er hielt die Augen halb geschlossen, um nicht vom Tageslicht daran erinnert zu werden, dass er schon zu viele Morgenröten, zu viele Sonnenuntergänge versäumt hatte. Doch das Begräbnis seiner Frau zwang ihn, sich zu erinnern. Oft hatte es Grund genug ge-

geben, sich über diese Frau zu ärgern, nichts als knochige Hüften und Locken. Sie war ihm ins Haus gesetzt worden, weil die Welt es so wollte. Er hatte sich an ihr leises Atmen in den Nächten gewöhnt, an die Sprödeheit dieses Frauenkörpers. Jetzt waren von ihr nur noch die Spuren ihrer Niederkunft im Bett geblieben und ein greinendes Geschöpf.

An der Kirche angekommen, betraute der Schmied Don Carmelo mit der Aufgabe, die Trauerrede auf die Verstorbene zu halten. »Soll ich etwas Besonderes sagen?«, fragte der Pfarrer noch vor Beginn der Zeremonie, während der Witwer ihm die Hand mit drei Lire als Gabe für die armen Seelen im Fegefeuer hinstreckte.

»Sagt nur, dass sie nicht kochen konnte.«

»Wie bitte?«, fragte der Pfarrer zurück, erstaunt über diese Forderung.

»Sagt, was Ihr wollt.«

Als Don Carmelo dann von der Kanzel die Taten eines Lebens lobte, welches er eigentlich gar nicht kannte, bekreuzigte sich der Schmied und nickte zustimmend, denn es war gut und allgemein richtig, dass »wer für Gott stirbt, der stirbt im ewigen Licht der göttlichen Gnade«.

In der folgenden Woche schloss sich der Schmied in seine Werkstatt ein und überließ der Schwester die Erledigung aller Pflichten.

Teresa betrat das Haus des Witwers mit zwei Packungen *Bentivoglio*-Wachs – *il tuo pulito è il nostro orgoglio* (deine Sauberkeit ist unser Stolz) –, das sie

sich vom Festland extra für das Reinwaschen von besonderen Leiden schicken ließ. Die Frau glaubte an Gott, besonders aber glaubte sie an den bösen Blick. Sie hatte breite Schultern und dicke Adern. Und sie würde sich schon darum kümmern, die leiderfüllte Luft aus diesem Haus zu vertreiben. Teresa riss die Fenster weit auf, öffnete die Schränke und legte dreizehn Knoblauchzehen zwischen die Wäsche des Bruders. Die Kleider der Verstorbenen steckte sie in einen Sack und verbrannte sie zusammen mit den Tüchern, die bei der Geburt benutzt worden waren. Sie fegte das Zimmer aus und verpasste dem Fußboden zwei kräftige Behandlungen mit *Bentivoglio*-Wachs, ohne sich dabei im Geringsten um das in der Wiege schlafende neugeborene Kind zu kümmern. Es brauchte noch einen Namen, dieses Geschöpf, zu lieb und zu rosig, um als Überbringerin eines so großen Unglücks zu taugen.

Am Ende hatte Teresa entschieden. Sie sollte Agata heißen, so wie der Edelstein, den ein ferner Verlobter ihr einst als Zeichen seines Eheversprechens geschenkt hatte, welches der Schurke dann allerdings brach, als er sich nach Amerika absetzte. »Ich werde zurückkommen, um dich nachzuholen«, hatte er ihr gesagt, und sie hatte gewartet und gewartet. Nie kam ein Brief von ihm, nicht einmal eine endgültige Absage, die ihr den Mut zu einem Neuanfang hätte geben können. Teresa hatte den Stein in der obersten Schublade ihrer Kommode aufbewahrt. Der Name Agata würde sie, auf ewig unverheiratet,

immer an die kränkende Zurückweisung erinnern – und sie auch jetzt von jeder Zuneigung für die kleine Nichte abhalten. Denn Liebe war im Grunde doch nur ein heimtückisches Gefühl.

Zum Stillen gab Teresa das kleine Menschenwesen der Frau eines Hirten, die hatte zehn Kinder und eine milchpralle weiße Brust. Agata gewöhnte sich rasch an ihren Geruch. Sie schmiegte sich fest an die großen Brüste und schlief meist beim Trinken ein. Zusammen mit den Kindern des Hirten wuchs sie so in einem Haus der Zuneigung auf. Doch für die anderen Kinder blieb sie eine Fremde. Und wenn sie die Kleine das Wort *mamma* stammeln hörten, kniffen sie ihr ins Bein, dass sie weinen musste: »Das ist nicht deine Mamma. Für uns bist du nichts.« Die Mutter ließ sie gewähren, denn »Agata ist nichts als Broterwerb«, wie ihr Mann es nannte, als er sein Einverständnis zu ihrer Ammentätigkeit gegeben hatte. Und doch nahm die Frau des Hirten die Kleine in die Arme und hielt ihr zum Trost über so viel Bosheit den in Kastanienhonig getunkten Zeigefinger an die Lippen. Ihr ganzes Leben lang sollte der Kastanienhonig sie fortan daran erinnern, dass Liebe durch den Magen geht. Liebe lässt sich essen.

Agata blieb in der Familie des Hirten, und zu jedem Geburtstag und den gebotenen Feiertagen kam Teresa auf Besuch. Kaum hatte sie an die Tür geklopft, versteckte sich Agata hinter der Kredenz. »Bambina!«, rief die Tante. »Komm raus. Ich hab dir einen Hahnenkropf mitgebracht.« Teresa blies ihn

auf, worauf Agata aus ihrem Versteck kam, um mit dem durch die Luft kreisenden Ballon zu spielen.

Als Agata fünf Jahre alt wurde, nahm die Frau des Hirten sie auf ihre Knie, drückte ihr eine einbeinige Puppe in die Hand und strich ihr zärtlich die Strähnen aus der Stirn. »Morgen wirst du fortgehen«, erklärte sie ihr. »Es gibt da einen besseren Ort, wo du bleiben kannst und wo niemand dich zum Weinen bringt.«

Agata schaute sie an und bemerkte, dass sie ein erloschenes Auge hatte. Sie streckte sich hoch bis zu ihrem Augenlid, und die Frau ließ sich küssen.

»Wirst du mit mir kommen?«

»Immer.«

Tags drauf stand Teresa schon bei Morgengrauen vor der Tür.

»Sie hat bereits gefrühstückt«, sagte die Frau des Hirten. Die Kleine wandte sich zu ihr um und flehte: »Ich will hierbleiben.«

Während Agata sie noch mit tränenverschleierten Augen anblickte, streckte die Hirtenfrau ihr den in Honig getunkten Finger hin. Agata öffnete den Mund und biss zu. »Aua«, schrie die Frau auf.

»Was tust du!«, schimpfte Teresa und gab der Nichte einen Klaps auf den Nacken.

»Lass sie nur«, sagte die Frau. »Das ist ihre Art, sich zu bedanken.«

»Ich werd dir schon gutes Benehmen beibringen«, keifte Teresa. Sie schob die Kleine auf die Straße und dann mit wiederholten Schubsern bis zum väterlichen Haus. »Hör auf zu wimmern!«

Vor der Haustür des Schmieds angekommen, ermahnte Teresa sie mit dem wichtigsten der Gebote: »Ehre den Vater.« Dann ließ sie Agata mit zwei Bündeln gebrauchter Kleider dort sitzen. »Rühr dich nicht von der Stelle«, befahl sie noch im Weggehen. »Wenn es dunkel wird, kommt dein Vater zurück, dann wirst du erfahren, wer du bist.«

Der Mann fand das Mädchen durchnässt vom Aprilregen. Sie war kaum größer als ein Hackklotz und trug ein Kleid aus Sacktuch, das einer Tischdecke ähnelte. Sie hatte große runde Kinderaugen und roch wie eine Ziege an Schlammtagen.

Er öffnete die Tür und nahm sie mit hinein. Das Licht der Öllampe beleuchtete die Wände, wobei die Decke im Dunkeln blieb.

Der Schmied zeigte zum Innenhof hin: »Hol Wasser aus dem Brunnen und wasch dich ordentlich. Aber zuerst gibst du mir das da«, womit er ihr die einbeinige Puppe von der Brust wegriss. Empört zeigte Agata ihm ihre kleine Faust. »Wie kannst du es wagen?«, drohte der Schmied ihr mit seiner großen Hand zurück. Die Kleine versteckte sich hinter einem Stuhl. Der Mann beugte sich zu ihr hinunter und zog sie am rechten Ohr. Agata bohrte ihre runden Augen in die seinen, die undurchdringlich blieben, während sie die Tränen zwischen ihren langen Wimpern zurückhielt.

Am folgenden Morgen wachte Agata mit starren Gliedern auf. Sie hatte auf zwei Decken geschlafen, die der Schmied ihr neben dem Küchentisch auf den Boden geworfen hatte.

Er berührte sie unsanft mit seiner Schuhspitze und herrschte sie an: »Los, auf die Beine, du wirst künftig noch vor dem Morgengrauen aufstehen und mir meine Frühmahlzeit zubereiten.«

Dann ließ er sie ein schwarzes Kleid anziehen, das Teresa aus einem abgelegten Rock zusammengenäht hatte, und zeigte ihr, wie man eine Zwiebfrittata zubereitet: »Du schlägst sechs Eier auf und verrührst sie in einer Schüssel. Zwei Prisen Salz dazu und eine Handvoll Petersilie. Jetzt eine halbe Tasse Milch und zwei fein geschnittene Zwiebeln. So, verstanden?«

»Ja«, murmelte Agata zwischen ihren Kirschlippen. Wie hatte die Hirtenfrau es bloß fertiggebracht, sie herzugeben?

»Dann alles in eine Pfanne mit heißem Öl, ein Esslöffel reicht. Nur heiß muss das Öl sein, ganz heiß. Anschließend zählst du fünfmal bis fünf und machst erst dann weiter.«

Agata konnte nicht zählen.

»Deine Mutter, diese Nichtsnutzin, hatte keine Ahnung vom Kochen. Immer hat sie die Frittata viel zu früh gewendet und ihr nicht genug Zeit gelassen, goldbraun zu werden.«

Der Schmied warf die Frittata in die Luft und ließ sie wieder genau in die Mitte der Pfanne zurückfallen. Er beugte sich hinunter, Auge in Auge mit dem Mädchen. »Sie muss gut aufgehen, heiß sein und aromatisch duften. Bring sie mir jeden Tag in die Werkstatt, pünktlich um elf«, mahnte er. »Und halt dich daran.«

Um den Vater zufriedenzustellen, kletterte Agata allmorgendlich auf den Hocker in der Küche und stellte sich auf die Zehenspitzen. Sie schlug mit ihren kleinen Fingern die Eier auf und verrührte sie mit den immer zu grob geschnittenen Zwiebeln, die sie so verflucht zum Weinen brachten. Teresa hatte ihr geraten, sie zuvor mit kaltem Wasser abzuwaschen: »So musst du nicht weinen dabei«, und der Rat hatte funktioniert.

Agata holte das Wasser aus dem Ziehbrunnen im Hof. Während sich die Zugrolle drehte, schlug der Eimer gegen die Steinwände. Das Mädchen zog ihn zu sich hinauf und stellte ihn in der Tenne in den Staub. Sie gab die Zwiebeln in den Eimer und schaute ihnen dabei zu, wie sie bis zum Boden absanken. Es gefiel ihr, die Fingerspitzen in das Wasser einzutauchen. Das Wasser war heilig, weil es die bösen Absichten ertränkte, und es war heilig, weil es einen von den Tränen befreite.

Das Bad am Samstagnachmittag war die reinste Wohltat. Noch vor Sonnenaufgang wusch sich Agata mit einem Stück weißer Seife, das ihr Tante Teresa auf die Küchenfensterbank legte. Das Mädchen füllte die Holzwanne mit Wasser und tauchte ihre kleinen Brustwarzen hinein. Die Knöpfe, sagte sie, aber Teresas Gesicht verdunkelte sich, wenn sie so sprach. Wehe, wenn du sie mit den Händen berührst: Du kannst blind, stumm und taub davon werden. Um die Knöpfe zu waschen, genügt es, das Wasser von den Schultern zum Wannrand hin-

unterlaufen zu lassen. Die Knöpfe, das waren ganz besondere, lebendige Wesen. Sie wohnten auf Agatas zierlichem Körper und bargen Fragen in sich. Solche, die Agata schon kannte, wie auch solche, die sie noch nie gestellt hatte.

Nach ihrer Mutter, zum Beispiel.

Die Frau, die sie aufgezogen hatte, war gar nicht ihre Mutter. Das hatte sie inzwischen begriffen. Und so hatten es ihr die Kinder des Hirten zu verstehen gegeben: »Für uns bist du nichts.«

Dabei hatte doch sogar Tenco, der Trottel im Dorf, eine Mutter. »Tenco, Tenco!«, rief die Frau durch die Haustür heraus. Und schon kam er wie besessen angelaufen, nur um rasch bei ihr zu sein.

Selbst das Schaf im Hof hatte eine Mutter. Agata hörte es immer zwei Tage vor Ostern flehentlich blöken.

Ein Apfel wird vom Baum geboren. Die Ranunkel von ihrem Samen. Das Ei von der Henne.

Und Agata? War sie von einer Frau geboren worden, oder hatte der Vater sie tatsächlich aus Mitleid aus einem Brombeerstrauch aufgelesen, wie er ihr eines Tages erzählte und sie damit nur noch verzweifelter machte?

Wenn sie die Eier an der Porzellantasse aufschlug, spürte sie eine Unruhe, die ihre Brust erzittern ließ. Sie brauchten nur gut ausgebrütet und warm gehalten zu werden, dann würden Küken, Hennen und Hähne aus ihnen. Die Kinder einer guten Legehenne. Das Eieraufschlagen war wie töten. Und mit jedem

Mal wurde man daran erinnert, dass alles irgendwo seinen Anfang hat.

Und sie? Wo war ihr Anfang? Ihr Vater allein, das genügte nicht. Er war ein finsterner Mensch, unfähig zum Schauen. Immer wieder ermahnte er sie, mit niemandem zu sprechen: »Die Augen immer gesenkt halten und jeden Tag pünktlich um elf in die Schmiede kommen.« Wenn Agata sich verspätete, gab es für jeden ungeduldigen Atemzug zwei Hiebe: »Und vergiss nicht, ich mag die Zwiebfrittata locker, duftend und heiß.«

Agata warf das Omelett in die Luft und folgte ihm mit den Augen, während es sich drehte und in die Pfannenmitte zurückfiel. Unter der goldbraunen Kruste blieben zugleich auch die unbeantworteten Fragen zurück und kühlten langsam ab.

DER TREFFPUNKT UM ELF in der Schmiede war die einzige Verpflichtung für Agata, bis sie das Schulalter erreichte.

»Schule, wozu?«, fragte der Vater. »Ich kann auch nicht schreiben und habe doch einen Beruf.«

Er ging zum Rathaus, um sich zu beklagen: »Meine Tochter gehört ins Haus, und dort soll sie auch bleiben.«

»Ihre Tochter muss in die Schule«, beharrte der Beamte. »So will es das Gesetz.«

Was soll das für ein Gesetz sein, brummte der Schmied, denn das einzige Gesetz, welches er kannte, war das des Magens, und das sagte ihm, dass die Sonne um elf hoch steht und der Körper müde ist. Die beste Zeit zum Essen, das war das einzige Gesetz, dem er sich unterwarf.

Die Polizisten ließen ihn dann allerdings nach einigen Wortwechseln und Stockhieben seine Meinung schnell ändern.

Italien befand sich im Krieg, und auf dem Festland

tötete die *santa impresa*, der *heilige Feldzug*, die Männer und ließ die Frauen als Witwen zurück. Er stahl die Arbeit und verdamnte die Alten und die Kinder zum Hungern. Nur die Insel blieb von all dem unberührt. »Hier ist das Paradies auf Erden«, sagten die Matrosen, deren Schiffe im Hafen festmachten. »Ein Gebet für Gott und eins für den Duce«, befahl der Schullehrer, um die Insel vor dem Höllenfeuer zu bewahren.

Es herrschte die Zeit der Befehle und der Disziplin.

Der Schullehrer hatte einen Holzstock, der sowohl die Schüler mit dreckigen Ohren bestrafte wie auch jene, die ihre Aufgaben nicht zu lösen vermochten. »Achtzehn junge Italienerinnen nehmen an einem Ausflug teil«, diktierte der Lehrer von seinem Podest herab. »Würden alle bezahlen, käme auf jede der Betrag von 17,50 Lire. Da aber nur fünfzehn junge Italienerinnen bezahlen, wie viel muss dann jede einzelne von ihnen zahlen?«

Für Agata war diese Aufgabe eine echte Qual. Warum konnten drei der jungen Italienerinnen nicht bezahlen? Vielleicht waren sie ja arm oder hatten ein großes Unglück erlitten. Und dabei predigte Don Carmelo doch von der Kirchenkanzel: »Vor den Augen Gottes sind wir alle gleich.«

Also hob Agata den Finger: »Herr Lehrer, der Pfarrer sagt, wir seien alle gleich vor den Augen Gottes.«

»Ja, und?«

»Wenn drei junge Italienerinnen nicht bezahlen

können, bedeutet das, dass Don Carmelo ein Lügner ist.«

Der Lehrer lief rot an, aber nur im Gesicht. Dann zog er Agata vor aller Augen an den Haaren durch das Klassenzimmer bis hinaus auf den kalten Flur: »Schaut gut zu, wie es den Hitzköpfen ergeht. Wir werden sie abkühlen müssen!«

In diesen Jahren wurden einige Dutzend Gefangene auf die Insel gebracht. »Kommunisten«, flüsterte man sich zu; allein das Wort auszusprechen bedeutete zwei Nächte Gefängniszelle. Das Gasthaus schloss bei Sonnenuntergang. Nachts benötigten die Fischer für den Zugang zum Hafen einen vom Bürgermeister unterzeichneten Erlaubnisschein. Die Schweine durften nur an festgeschriebenen Tagen geschlachtet werden, und die Schulkinder lernten das Marschieren. »*Dest sinist dest sinist – links rechts links rechts!*«, brüllte der Lehrer, »eins zwei eins zwei«, wiederholte Agata für sich, darauf achtend, das Kinn hochzuhalten. *Marciare per non marcire – marschieren, um nicht einzurosten.*

Am Samstagnachmittag nahm sie an den »Gesundheitsübungen« auf dem Schulhof teil, die gut für Körper und Geist waren. In weißem Hemd und schwarzem Rock lief sie Metallreifen hinterher und wirbelte Satinbänder durch die Luft. Bis ihr die Luft ausging, wiederholte sie laut *Dux mea lux, mein Führer mein Licht*, und zum Fahnenaufzug salutierte sie mit dem unverwechselbaren Heben des rechten Arms, andernfalls wurde man vom Bürgermeister bestraft.

Eines Tages dann geschah etwas Unerwartetes. So rasch hatten sich auf einmal die Dinge verändert, dass Agata kaum etwas mitbekommen hatte. Die Leute, bislang gewohnt, sich zu verstecken und zu gehorchen, gingen plötzlich mutig hinaus auf die Straße und zeigten sich offen an den Fenstern und auf den Balkonen. Mit einem Mal floh, wer vorher befohlen hatte, und kehrte zurück, wer vorher geflohen war. In einer großen Verwirrung der Geschehnisse, Rollen und Farben wurde der Freund plötzlich zum Feind, und der Feind verwandelte sich in einen Freund. Es war wie ein Wunder, das größte, welches Agata je miterlebte, das einzige, das zum Anfassen wahr war. Für Tante Teresa war alles nur dem Allerhöchsten zu verdanken, und Agata hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Gott hatte die Insel von Märschen und Stockhieben befreit. Er hatte die Schulden der jungen Italienerinnen beglichen, die nicht bezahlen konnten. Er hatte die Zellentüren geöffnet und Dutzende Schiffe voller Menschen mit der Trikolore um den Hals losfahren lassen. Er hatte den schwarzen Lehrer verjagt und ihn ins Fegefeuer verbannt, zusammen mit all jenen schwarzen Seelen, die keine Erlösung verdienten. An seine Stelle hatte er eine Lehrerin mit einem großen Lächeln geschickt. Im Hafen kauten die Matrosen ihren Tabak zusammen mit dem Wort *Freiheit*.

»Was ist Freiheit?«, fragte Agata.

»Das ist eine Idee, die besser ist als alle anderen«, flüsterte die Lehrerin ihr ins Ohr, wobei sie ihre

Hände zu einer Muschel schloss, so als wäre dieser Satz ein Geheimnis oder vielleicht ein Fluch. Agata musste lachen, denn diese Vertraulichkeit kitzelte ihr im Ohr.

Sie lachte aus lauter Freude am Lachen.

»Der Krieg geht weiter«, krächzte eine Stimme aus dem Radio im Gasthaus, aber für Agata begann eine neue Zeit. An jedem Montagmorgen begleitete die Lehrerin ihre Klasse zur Mole. »Schaut euch um«, sagte sie zu ihren Schülern. »So lernt ihr am besten.« Unweit vom Strand suchten die Tintenfischfänger durch Konservendosen mit Glasboden den Meeresgrund ab. Ein Stück weiter stocherten Fischer mit Kupferdraht die Krebse unter den Felsen hervor, um sie anschließend mit selbst gebauten Harpunen aufzuspießen. Die vom offenen Meer zurückgekehrten Leuchtfischerboote rochen noch stark nach dem letzten Fang und den in der Sonne ausgelegten Netzen. Unter den Hafenarkaden reparierte ein Alter ein paar Fischreusen, während eine Verkäuferin von Aussteuerwaren ihre schweren Taschen die Gassen entlang in den Ort hinaufschleppte, um dort bestickte Weißwäsche und auch »etwas für die Fantasie« anzubieten. Agata war ein neugieriges Mädchen. Am Abend schrieb sie in ein Heft, was sie tagsüber gesehen und gelernt hatte, und achtete darauf, die Tinte nicht zu verschmieren. Sie schrieb über Meeresströmungen, die Winde und über antike Scherben, die sich hin und wieder in den Schleppnetzen verfangen. Die Lehrerin sagte zu ihr: »Du bist intel-

ligent. Du solltest aufs Festland und dort zur Schule gehen.«

Agata kannte das Festland nicht. Es gab ein *wir*, und es gab ein *sie*, welches die Festland- von den Inselbewohnern trennte. Das Festland war ein, zwei, vielleicht sogar zehn Tage Schiffsreise entfernt, und seine Bewohner waren grün, trugen blaue Hüte, aßen Kuhmist und atmeten durch Kiemen. Dabei hatte die Lehrerin, die aus Ligurien stammte, doch goldblonde Locken, und ihr Lächeln duftete nach Süßholz. Ferner erzählte sie, dass die Leute auf dem Festland elegante Kleider tragen, mit Automobilen reisen, in Leder eingebundene Bücher lesen und über Politik diskutieren.

Auf der Insel gab es keine Politik. Alles war entweder weiß oder schwarz. Wehe, du sagtest einmal rot. Es gab das Richtige, und es gab das Falsche. Das Mögliche und das Unmögliche. Wahr und falsch. Eine eigene Meinung war bei den Inselbewohnern unbekannt. »Eine Meinung bildet sich. Ein Credo nimmt man an, man heiratet es sozusagen«, sprach die Lehrerin, als wäre Agata schon erwachsen genug, um das zu verstehen: »Eher noch, es nimmt dich an, ob du willst oder nicht.«

Agata wollte niemanden heiraten, schon gar nicht einen Herrn Credo, der ihr wie ein wahrer Angeber vorkam. Eines Tages würde sie weggehen, genauso wie die Lehrerin jetzt wegging, nachdem sie ihr zum Abschied von der Hafensemole zugewinkt hatte.

»Weißt du, was dein Name bedeutet?«, fragte sie noch vor der Abreise.

»Nein.«

»Die Gute. Du wirst eine gute Frau sein. Da bin ich ganz sicher, auch wenn ich nicht dabei bin, wenn du größer wirst. Ich bin nämlich versetzt worden«, sagte sie, während sie Agata die Wange streichelte. »Hier, das ist meine neue Adresse. Komm mich einmal besuchen. Ich kann viel für dich tun.« Worauf die Lehrerin lächelte und Agata wieder den Süßholzdunst wahrnahm.

»Wenn ich bis drei zähle, kommt sie bestimmt zurück«, murmelte Agata und schloss die Augen dabei.

»Eins, zwei ...«

Sie öffnete die Augen wieder: »... drei!« Sie suchte den Ablegekai ab und erblickte die Schultern der Lehrerin, bedeckt von einer hellen, pastellfarbenen Jacke. Doch die Frau drehte sich nicht mehr um. Agata nahm das in der Mitte zusammengefaltete Stück liniertes Papier und versteckte es unter ihrem Kleid zwischen dem Saum der Knopfleiste und dem Wollhemd, das sie im Winter warmhielt. Sie würde es niemals auffalten. Das Stück liniertes Papier sollte an ihrer Brust bleiben, bis es schwarz von Schweiß und Sand wäre.

Es war das erste Mal, dass sie etwas Konkretes an ihrer Brust trug. Einen Namen, eine Adresse, eine Möglichkeit.

Später sollte sie einen Mann bekommen, eine Tochter, und sie sollte einiges Leid erfahren. Aber das wusste Agata zu dieser Zeit noch nicht.

Ohne sie zu öffnen, zerriss sie die Briefe der Lehrerin, die alle vierzehn Tage vom Festland eintrafen, bis sie es schließlich leid war und sie gar nicht mehr entgegennahm.

Am Ende des letzten Pflichtschuljahrs rollte sie ihr Abschlusszeugnis in einen Bogen Zeitungspapier und legte es auf dem Dachboden zu den Heften und Lesebüchern, die auf dem Deckblatt in Schönschrift ihren Namen trugen.

Dann begann sie in der Locanda am Hafen als Küchenmädchen zu arbeiten. Das sei kein Ort für eine Frau, hielt Teresa ihrem Bruder vor, der die Tochter dazu zwang, etwas dazuzuverdienen. »Sie wird es schon schaffen«, antwortete ihr der Schmied. Agata putzte Fische und Gemüse, bediente an den Tischen, wusch das Geschirr und stand in allem der Chefin bei, die ständig herumnörgelte oder die Gäste schlecht behandelte.

Die einzige Pause am Tag verschlang unerbittlich ihr unkündbarer Pflichtbesuch in der Schmiede pünktlich um elf.

DAS ERINNERUNGSVERMÖGEN DER Inselbewohner reichte nicht weiter als bis zu der Zeit, da der Staat den Bau des *Monte* angeordnet hatte; so nannten sie das Gefängnis.

Das Monte war ein Gebäudekomplex aus vier kreuzförmig angelegten Bauten, erweitert um zwei neue Flügel an der Nordseite. Wer zum Monte wollte, musste einen Schotterweg hinaufgehen und ein Feld aus Geröllsteinen durchqueren, die ein heftiges Gewitter zu Tal gerissen hatte. Bis zu vierhundert streng bewachte Gefangene konnte das Monte aufnehmen. Durch seine Lage am höchsten Punkt der Insel allen Winden und Naturkräften ausgesetzt, war das Gefängnis ein Ort der Strafe und zugleich der Besinnung für die wenigen Seelen, die sich von der Ödnis der Haft nicht entmutigen ließen. An windigen Tagen waren von den Gitterfenstern des Monte aus auch die anderen Inseln des Archipels zu sehen, sanft gebettet auf dem Meer wie Badende in der Sonne. Die namenlose Insel dagegen war rau und schroff. An den Ufer-

hängen schlug die Natur Wurzeln, und die Äste trieben gegen den Monte hinauf. Unermüdlich drängte und spross die gesamte Insel hinauf bis an das Flachdach des Gefängnisses.

Die Bewohner des um den Hafen herum gewachsenen Dorfes lebten zu einem Großteil von den Aufträgen des Gefängnisses. Unter ihnen Agatas Vater, der den lieben langen Tag alle lieben langen Tage seines elenden Lebens hindurch das Eisen schlug, um wieder und wieder die Gitterstäbe zu schmieden, welche die Häftlinge immer wieder aufzubrechen versuchten. Der Schmied war es gewohnt, dass seine Tage dem Rhythmus von Zerstören und Reparieren folgten.

Jeden Morgen um elf brachte Agata Brot, Rotwein und Zwiebfrittata in die Schmiede. Brot, Rotwein und Zwiebfrittata, immer pünktlich, jeden Morgen, andernfalls bekam sie zur Strafe vom Schmied eine Ohrfeige.

Zum Beispiel, als sie einmal ihren Weg an einer Böschung unterbrochen hatte, um all die leuchtenden Mohnblumen zu bestaunen, die dort über Nacht gleichzeitig aufgeblüht waren. Eine weitere Ohrfeige bekam sie an jenem Sonnabend, an dem sie zur Frau wurde, unwissend und unvorbereitet auf das Blut. Und schließlich die Ohrfeige am Tag, an dem sie Dumitru Serban, den Kunstreiter vom Zirkus Val-lone, kennenlernte.

Agata wusste schon, dass Männer und Frauen leicht Gefahr laufen, sich zu verlieben. Teresa hatte

es ihr erklärt, als Agata meinte sterben zu müssen, weil ihr das Blut unstillbar an den Schenkeln herabfloss: »Du wirst schon nicht sterben, dummes Mädchen. Im Gegenteil, du wirst gerade geboren.«

Das Einzige, wovor sie sich in Acht nehmen sollte, seien die Männer, »denn das ist ein schlechtes Volk. Die nehmen dich nur, um dich zu ihrer Sklavin zu machen. Friede sei der Seele deiner Mutter, die dich zurückgelassen hat, sodass du ganz allein zurechtkommen musst.«

Den Zirkus auf die Insel zu holen war eine Idee des Gefängnisdirektors gewesen. Ein Verrückter war er, das sagten jedenfalls die Wärter, wenn sie ins Dorf hinabstiegen. Es sollte ein Fest geben zur Feier des siebenzigjährigen Bestehens des Gefängnisses.

Der Direktor hatte sich in den Kopf gesetzt, das Fest während der Feiern des Schutzpatrons Sant'Elmo zu veranstalten. Wer weiß, was er damit zeigen oder welche tiefsitzenden Wünsche er wecken wollte, denn der Heilige wurde von jeher von den Seeleuten gegen die Feuergefahr angerufen. Jedenfalls wusste er, dass die Feier des Sant'Elmo bei den Häftlingen äußerst beliebt war. Um das Feuerwerk über dem Meer zu sehen, hatten sich am 2. Juni des vergangenen Jahres die Eingesperrten derart an den nach Osten gehenden Fenstern gedrängt, dass sie sich gegenseitig ihre Ellbogen ins Gesicht und ihre Knie in die Beine ramnten. Und einige Jahre zuvor hatte es heftige Proteste gegeben, bei denen mit Löffeln, Nachttöpfen, Stühlen und Tischen gegen die Gitter-

stäbe geschlagen wurde und schließlich eine regelrechte Revolution der Armen losbrach, die in einer Feuersbrunst endete.

Um also die Wiederholung solchen Aufruhrs zu vermeiden, war der Direktor höchstpersönlich nach Rom gereist, wo er den Minister vom guten Zweck seiner Idee überzeugen wollte. Den Zirkus auf die Insel einzuladen diene ja schließlich dazu, die Häftlinge zu erfreuen und damit ihre Gemüter zu besänftigen. Und er hatte Karten, Fotografien und die Forschungsergebnisse eines gewissen Doktor Pastello parat, eines bekannten Spezialisten aus Brasilien für Wohlfühltherapien, die schwarz auf weiß »die Wohltaten des Lachens in Kontexten gesteigerter Frustration« belegten. »Und das Gefängnis, meine Herren, ist ja schließlich ein solcher Kontext«, erklärte er vor den versammelten Kommissionsmitgliedern.

Ein echtes Original war er, der Direktor. Er trug weiße Zigarettenhosen und spitze Schuhe und einen gepflegten, fein gezogenen Schnurrbart. Und er duftete nach Kölnischwasser. Nicht ohne Hintergedanken hatte das Ministerium ihn auf die Insel geschickt: Das Monte war bekannt als wahre Hölle von heißen Gemütern, und ein Typ seines Schlages sollte einmal Schwefel atmen und sich kräftige Lungen ausbilden.

Er, der immer davon geträumt hatte, Tänzer zu werden, und Maupassant las, hatte schließlich, um seinem Vater, der Richter war, zu gefallen, seine Examen in Jurisprudenz abgelegt. Kaum am Monte eingetroffen, hatte er gleich den Gefängnismauern,

innen wie außen, einen frischen Anstrich verordnet, hatte zuvor den Vizedirektor kommen lassen und ihm gesagt: »Hier riecht alles stickig. Überstreichen wir die Wände mit neuer Farbe!«

Und alle, Häftlinge, Wärter und Direktoren, die gesammelte Mannschaft, machten sich mit dem Pinsel in der Hand daran, die Wände in ein saharafarbenes Licht zu tauchen. Auch bei der Farbe hatte er ohne Kompromisse klargestellt: »saharafarben«, was den Vizedirektor im Anschluss zwei Reisen zum Festland kostete, mitsamt Ansichtskarten von Nordafrika und fünfzehn Kanistern Probefarbe, ehe die Vorstellungen seines neuen Vorgesetzten zu dessen Zufriedenheit umgesetzt worden waren.

Die aus Rom waren sogleich alarmiert: Etwas dergleichen hatte es bislang noch nie in einem Zuchthaus gegeben. Worauf sie allerlei Gesetzesbücher durchforsteten, doch am Ende hatte der Direktor gegen kein Reglement verstoßen.

*Verbesserungsarbeiten an der Gebäudestruktur* hatte er auf die Verfügung geschrieben, und in der Tat war es ja eine Verbesserung. Und zwar nicht allein des äußeren Ambientes, sondern vor allem der allgemeinen Stimmung der Haftinsassen. Die plötzliche Freiheit im Innern der Gefängnismauern während des täglichen Arbeitseinsatzes und dabei die seltsame Situation, neben sich niemand Geringeren als den Chef selber samt seinen unmittelbaren Untergebenen mit dem Malerpinsel in der Hand zu sehen, das alles hatte eine unwirkliche Atmosphäre geschaf-

fen, die einen mit Respekt erfüllte. Niemand redete während der Arbeitsstunden. Man beschränkte sich auf kräftige Pinselstriche, immer von oben nach unten, darum hatte der Direktor eindringlich gebeten, bitte alle in dieselbe Richtung. Und überall war er vorn dabei, *der Weiße*. Er begann als Erster und war der Einzige, der nicht rauchte. Das einzig Zigarettenartige an ihm war seine Hose, natürlich passend saharafarben, sodass man die Farbflecken darauf fast nicht sah.

Zwei Phänomene hatte diese verrückte Idee bewirkt: Die Häftlinge kehrten ohne zu fluchen in ihre Zellen zurück, und die Proteste, die so oft schon den Monte zu einem Vulkan gemacht hatten, wandelten sich zu Gesprächen.

Nach diesem geglückten Experiment führte der Weiße weitere Reformen ein. Er ließ den Südhang des Monte einzäunen und für die Ziegenzucht nutzen. Einen Inselbewohner bat er, die Häftlinge in der Kunst der Käseherstellung zu unterrichten. So lernten die Insassen, das Lab mit der Milch zu vermischen und die Käsemasse anschließend ruhen zu lassen. Am Ende gab es einen derart aromatischen Käse, dass er bald sogar auf dem Festland bekannt war. Ziegenkäse mit Kräutern vom Monte. *Prigionieri del gusto – Gefangener des Geschmacks*, hieß es auf der Verpackung.

Die Häftlinge trockneten Thymian und Oregano und konservierten sie in Gläsern, die der Weiße aus der Apotheke eines Klosters bezog. *Ora et labora*

hatten die Benediktiner auf die Keramikdeckel geschrieben. Was natürlich gleich Don Carmelo auf den Plan rief: »Die Arbeit bringt uns Gott näher.« Aber eben auch das Vergnügen und die Schönheit, und so versäumte der Weiße es nicht, hier Gott ins Spiel zu bringen, der sich ja schließlich auf Menschliches verstand.

An der Westseite des Monte ließ der Direktor Bienenstöcke aufstellen. Die Bienen produzierten einen bitteren und so dunklen Kastanienhonig, dass es schon das Auge betörte. »Er ist ganz vorzüglich«, sagte der Weiße. Hin und wieder, um ihn etwas zu versüßen, gab ein Häftling etwas Blütenhonig hinzu. Doch das bedeutete zehn Tage Arbeitsverbot, wenn es der Weiße merkte. Zehn Tage Langeweile.

Einige jedoch legten es darauf an. Sie empfanden die Arbeit als Strafe und blieben lieber in ihren Zellen und ruhten sich aus. Doch bald merkten sie, wie die Zeit sich in die Länge zog, bis sie am Ende sogar darum baten, wieder im Gemüsegarten arbeiten zu dürfen, um sich nach dem neuen Salat und den austreibenden Tomaten zu bücken.

Bei diesen Erfolgsmeldungen schlossen die vom Ministerium erst einmal ihre Gesetzesbücher und drückten beide Augen zu – doch nur, um sie bald darauf erneut aufzureißen angesichts des neuesten Antrags des Direktors. »Einen Zirkus?«, staunten die Ministerialkommissare.

»Natürlich, und dabei nicht irgendeinen. Ich will den Zirkus Vallone.«

Den Zigeunerzirkus!  
Den mit lauter Halunken!  
Die rechte Hand wäscht die linke!  
Stroh beim Feuer brennt leicht!  
Das wird ein Skandal!  
Eine Schande!  
Eine Beleidigung der öffentlichen Moral!

Mit einem Lächeln zog der Weiße ein Konvolut von zweihundert maschinengeschriebenen Seiten hervor, verfasst vom bis dato unbekanntem Doktor Pastello, welcher, nach Auskunft des Direktors, als der allergrößte Spezialist auf dem Gebiet der Wohlfühlphilosophie galt: »... nicht weniger als der persönliche Berater des Präsidenten der Vereinigten Staaten und zugleich der der furchtgebietenden Regierung der Sowjetunion, die jetzt mit Pastello den Weg zu Reformen zugunsten seiner Bürger öffnet.«

Die Geschichte mit Moskau machte mächtig Eindruck. Der Weiße musste sich seiner Sache sicher sein, wie hätte er sonst so dick auftragen können? Sicher, die Angelegenheit musste überprüft werden, denn ein Zirkus in einem Gefängnis, das hatte man bisher noch nie gesehen. Schließlich bestand dabei ein äußerst hohes Fluchtrisiko.

»Das schließe ich aus«, beharrte der Direktor und nahm sich sogar die Freiheit zu einem leichten Gähnen.

»Auf welcher Grundlage?«

»Auf dieser«, wobei er entschlossen auf das Konvolut von Pastello schlug. »Seite 23, zweiter Absatz.

*Die positive Interaktion mit der Außenwelt bewirkt bei der Gruppe ein Verantwortungsgefühl, zum Gewinn aller Beteiligten.* Und hier, lesen Sie nach, meine Herren, ich erzähle Ihnen keine Märchen. Hier steht es schwarz auf weiß: Niemand wird ausbrechen.«

Zur Unterstreichung seiner Entschlossenheit streckte er ihnen einen mit Lack versiegelten Umschlag hin: »Das ist mein Rücktrittsschreiben. Für den Fall, dass auch nur ein einziger Insasse des Monte flüchten sollte, bin ich bereit zu gehen. Ich nehme alle Verantwortung auf mich, und Sie ersparen sich die Scherereien.«

Mit einem Siegesrauschen glitt der Umschlag über das Oval des Nussbaumtisches.

Sich endlich diesen Direktor vom Hals schaffen zu können und, wie nach der Taufe, als Unschuldige daraus hervorzugehen, das war schon das Risiko eines Ausbruchs wert.

Die Finger der Ministerialkommissare fingen an, auf den Tisch zu trommeln.

Die Blicke kreuzten sich.

Die Zungen wurden trocken.

»Wie, sagten Sie, hieß noch der brasilianische Experte?«

»Doktor Pastello.«

»Das muss ein toller Hecht sein.«

»Genauso ist es.«

»Eine Kapazität.«

»Der größte Spezialist auf internationalem Parkett.«

Der Weiße bekam die Genehmigung des Ministeriums.

Er kehrte mit dem Handelsfrachter vom Dienstag aus Rom zurück und stieg wieder zum Monte hinauf, in seinen spitzen Schuhen, die eigentlich zu städtisch waren für die Schotterwege der Insel.



Deutschlands  
größte *Testleser*  
Community

Jede Woche  
präsentieren wir  
Bestseller, noch bevor Du  
sie in der Buchhandlung  
kaufen kannst.

# Finde Dein nächstes Lieblingsbuch



**vorablesen.de**

Neue Bücher online vorab lesen & rezensieren

Freu Dich auf viele Leseratten in der Community,  
bewerte und kommentiere die vorgestellten Bücher  
und gewinne wöchentlich eins von 100 exklusiven  
Vorab-Exemplaren.

